

(Nachdruck verboten.)

891

## Das tägliche Brot.

Roman von E. Wiebig.  
19. Kapitel.

Am selben Tag, einige Stunden bevor Verta bei Reschkes vorsuhr, war Artur wieder dort erschienen. Er kam mit Sack und Pack; viel war es nicht, er konnte es bequem allein tragen, das Beste war verpackt.

Den Hut schief auf das ungeordnete Haar gerückt, anscheinend sorglos pfeifend, trat er in den Keller ein; aber sein Blick war scharf. Die Klingel schrillte und zerkerte und kerkerte böseartig. Mit einem kurzen Lachen warf er sein Paket hin. „Morjen! Da wären wer ja wieder in dem alten Loch!“

Ellichen, die ihn mit einem Freuden geschrei:

„Das ist der Artur  
Mit seiner Haartour.“

begrüßte, bekam eine Ohrfeige, daß ihr der Kopf wackelte. Mit lautem Geheul stürzte sie gegen die Glastür.

„Er haut mir! Der freche Bengel haut mir!“

Sie weckte dadurch Vater Reschke, der noch schlafend, also unsanft aufgeschreckt, mit einem zornigen Brungen nach seinen Pantoffeln suchte.

Besorgt stürzte Mutter Reschke hinterm Ladentisch vor.

„Elli, hälste's Maul. Verdammte Föhre! Artur, aber um Gotteswilln, Artur, wat fällt Dich denn ein?! Hier haste 'ne Schokolade, sei man stille, Ellichen! Kinder, verbragt Euch doch, Ihr macht einen ja ganz nerfös!“

„Se soll das nich singen,“ brummte Artur. „Willste stille sein?! Untersteh Dich noch mal!“

Elli hatte nicht nötig, wieder aufzukreischen, schon riß Vater Reschke die Glastür auf. Er stand auf der Schwelle in heruntergetretenen Filzpantoffeln und zog sich mit beiden Händen das Beinleid heraus.

„Zum Donnerwetter, was 's denn los?! Krach, an'n frühen Morjen?!“

„An'n frühen Morjen —?!“ rief Frau Reschke sehr spit. „Det könnte man nu irade nich behaupten. Gleich zwölwel Du solltest man lieber Tojilette machen!“

„Wer schon,“ brummte er. „Sei nur nich gleich so jrohschnauzig! Manu, Artur? Was soll denn das allens?!“

Elli hatte sich über das in Zeitungspapier verpackte Bündel hergemacht und entrollte die Habeligkeiten des Bruders. Verdrießlich stieß Herr Reschke mit dem Fuße danach. Er war jetzt oft schlechter Laune, nicht nur, weil seine Frau ihn jeden Tag wegen der in der Zentrallhalle gemachten Einkäufe herunterriß und ihm die Schuld an der abnehmenden Frequenz des Kellers in die Schuhe schob, sondern auch, weil ihm seit einiger Zeit seine Augen zu schaffen machten. Er hatte sich schon eine Brille gekauft und konnte doch nicht gut sehen. Wenn er an die Gelle des Tages kam, trännten ihm die Augen und er blinzelte. Er schob's auf das nahende Alter: über die Mitte fünfzig hinaus, da war nicht viel mehr zu wollen. Mit einer Art Sehnsucht fing er an, jener Zeit zu gedenken, in der er als Knabe wie ein Falke weithin über die grüne Flur geschaut.

Jetzt warf er seiner Frau einen bösen Seitenblick zu und grämelte: „Rich mal ausschlafen, immer kuzionieren — Manu, Artur, wozu schleppste denn det allens her? Was?!“

Artur wechselte mit seiner Mutter einen schnellen Blick

Diese sagte rasch: „Artur wird 'n paar Tage bei uns bleiben. Mit de Stelle bei 'n Rechtsanwalt is nich los. Ich habe ihn ooch zuzeredet; det hat er nich nötig. Bis sich wat Bessres finden tut, kann er uns ja helfen!“

„Gelsen —?! Wer haben ja alleene nich zu tun!“

„Ja, Du! Det Du nich tust, weest ik ja leider schonst lange. Wer ständen heut anders da, wenn Du 'n andrer Mann wärst! Aber mit Dir is ja nich zu wollen, keen Gund aus'n Ofen zu loden. Na ne — Kommste nich heute, Kommste morjen! Ins Bette liegen bis mittag, eene Weike nach der andre kippen! Un ik kann mir alleene in'n Laden schinden, de Beene in'n Leib stehn, wejen 'nen Sechser den Mund fuffelig reden!“

„Na, ich meene, zu übernehmen brauchste der ooch irade nich mehr, Mutter! Stunden, wo keene Kake kommt. Mor-

jens, leider Jotts, ooch man wenig los!“ Er zuckte die Achseln. „Kinderspiel!“

„Kinderspiel — wat?!“ Nun wurde die Reschke giftig. „Gast Du 'ne Ahnung! Du weest ja jarnich, wat Arbeit is! Det sage ik der, verhungern könntste, wenn ik nich wärel So 'n fauler Kopp!“

Nun ärgerte sich Reschke wütend, aber er wagte es nicht recht, den Aerger an seiner Frau auszulassen. So fuhr er den Sohn an:

„Also schonst wieder keene Stelle? Is det erhört? Schämten sollste der, immer rumlungern, den Eltern uf de Tasche liegen! Det hat nu 'n Endel! Entweder Du has in zwei Tagen 'ne neue Stelle oder ich wer' der zeigen, wo der Zimmermann das Loch jelassen hat!“

„Untersteh der,“ kreischte Frau Reschke laut auf. „Artur kann so oft kommen, wie er will, um je lange, wie er will. Artur, jeh man rin, mein Sohn, un lege Deine Sachen in de Kammer ab. Sowie Trude aus 's Jeschäft kommt, soll se ausräumen. Jeh man, jeh,“ ermutigte sie ihn, als er noch zögerte. „Det wäre ja noch schöner, den Sohn det Haus verbieten!“

„Sohn — Sohn —?! Sahahaha!“ Reschke schlug eine dröhnende Lache auf.

„Jawoll,“ schrie sie, „Sohn! Da is ja nich zu lachen!“ Und als ihr Mann sich mit einer Grimasse von der Schwelle zurückzog, rannte sie ihm nach. „Ich habe bare Siebenhundert in die Ehe jebracht, ik wer' doch wohl Artur nich det Haus verbieten lassen — meinen Sohn!“

„Dein Sohn, jawoll, aber nich mein Sohn,“ brüllte er ihr entgegen.

Krach, schlug sie die Tür hinter sich zu. Die Kinder im Laden hörten die Eltern drinnen weiter zanken.

Mit einem Stöhnen sank Artur auf die umgestürzte Tonne und hielt sich die Augen mit beiden Händen zu. Er wollte das Gezänk drinnen nicht hören, und doch lauschte er darauf; es drang ihm wie mit Donnergetöse in die Ohren.

„Ei weih,“ flüsterte Elli, die, auf den Zehenspitzen stehend, den Kopf vorgestreckt, mit gespannter Aufmerksamkeit horchte, „nu jibt's Dresche!“

Da sprang Artur auf. Sein Gesicht zeigte einen verwilderten Ausdruck. Es war ihm, als stürzten die Kellerwände auf ihn ein. Und stieg da nicht auch Mine die Kellertreppe hinunter und versperrte ihm mit ihrer Gestalt noch den Ausweg zu Licht und Freiheit?!

„Geh man rein, Ellichen,“ stieß er mit geprechter, festsam bebender Stimme hervor. „geh man rein!“

Und als sie ins Zimmer schlüpfte, halb von ihm gedrängt, halb von der Neugier gezogen, sah er mit sich keuchendem Atem verstört um.

Fort, fort, hier konnte er nicht mehr bleiben! Hier hielt er's nicht aus; er mußte fort! Heraus aus dem Keller!

Sein unstill irrender Blick traf den Ladentisch — keine Mark, keinen Groschen! Und da war die Kasse! — — —

Der Schlüssel steckte — nein, der Schub stand sogar halb offen. Viel war nicht darin, lauter kleine Münze — halt, da ein Goldstück im besonderen Gefach und verschiedene Fünfmarscheine!

„Gastig griff er zu. — — — Nein, nicht alles! Er warf die Scheine wieder zurück. Nur das Zwanzigmarkstück, um sich vor der ersten Not zu schützen! Wiedergeben würde er's ihnen bald!“

Seine Pulse hämmerten, das Blut war ihm zu Kopf gestiegen und rauschte in seinen Ohren — — — Dieb, Dieb! Die Augen quollen ihm aus den Höhlen. Zitternd sah er sich um, zögernd.

Jetzt ertönte drinnen ein wütender Fluch, ein Krachen, Poltern und Klirren. Tritte näherten sich der Glastür.

Da raffte er sein Bündel zusammen, da stürzte er fort. Als Mutter Reschke, wenige Augenblicke später, mit einem ganz dick aufgelaufenen Auge aus der Stube kam, war der Keller leer.

„Wo is denn Artur?“ fragte sie Elli, die wie ein Fischbecken hinter ihr herschlüpfte.

„Weg,“ sagte die Kleine gedankenlos; sie war eben dabei, zu überlegen, was sie jetzt wohl am besten der Mutter abluken

Könnte. Wenn die Eltern uneins waren, blühte ihr Weizen; da suchte jeder Teil sie auf seine Seite zu ziehen, und am Ende erlangte sie von beiden etwas.

Als Trude nach Hause kam, widersetzte sie sich, die Kammer zu räumen; sie hat und weinte: nur nicht wieder bei Grete schlafen! Es half ihr nichts, sie mußte ihre Sachen wieder in die Küche tragen. Aber sie murrte und trotzte — da blieb sie lieber die halbe Nacht weg! —

Trude hätte es am Abend nicht nötig gehabt, so lange auszubleiben. Als sie, zum ersten Mal seit Monaten wieder, sehr spät an die Blaue trottete, trostigen Gesichts, den Hut verwegend auf dem verwehten Haar, öffnete ihr Grete und wisperte ihr zu, sie solle nur leise in ihre Kammer schleichen, Artur sei nicht da.

„Was Artur nicht gekommen? Das 's ja famos. Gätt ich das jenucht!“ Jetzt erst bemerkte sie, daß Grete weinte.

„Na, was 's denn schon wieder los? Dreische jekriegt?“

Grete gab keine Antwort, sie schüttelte nur den Kopf und schluchzte herzbrechend.

„Na, so was,“ sagte Trude leichthin. Das hatte für sie weiter kein Interesse. Sie war todmüde und empfand nur, erleichtert, die Wohltat, jetzt in der Kammer schlafen zu können.

Aber allein genoß sie ihr Bett doch nicht; sie fand Berta darin vor, die bei Elli auf dem Sofa hatte kampieren sollen, es sich jetzt aber, da Artur nicht da, auf dem besseren Lager recht bequem gemacht hatte. Sie lag querüber, Trude mußte sie wecken, wenn sie auch Platz finden wollte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Der Goldkäfer.

Von E. A. Poe.

„Nun, Jup, vielleicht hast Du recht, aber welche glücklichen Umstände verdanke ich die Ehre Deines Besuches?“

„Was Massa meinen?“

„Hast Du mir von Herrn Legrand irgend etwas auszurichten?“

„Nein, Massa, ich bringe bloß diesen Brief.“

Hier überreichte mir Jupiter ein Billett folgenden Inhaltes:

Mein Lieber!

Wie kommt es, daß wir uns solange nicht mehr gesehen haben? Hoffentlich haben Sie mir mein zerstreutes Wesen bei unferecm letzten Zusammensein nicht übel genommen. Ich glaube es wenigstens nicht. Seit Ihrem letzten Hiersein hatte ich oftmals Grund, unruhig zu sein. Ich habe Ihnen etwas zu sagen und weiß doch kaum wie, ja, ob ich es überhaupt sagen soll.

Ich befinde mich schon seit ein paar Tagen nicht ganz wohl, und der arme, alte Jupiter plagt mich ganz unerträglich mit seiner wohlgemeinten Beaufsichtigung. Burden Sie es für möglich halten — er hatte sich neulich einen dicken Stock geschnitten, mit dem er mich züchtigen wollte, weil ich ohne ihn den ganzen Tag allein auf dem Festlande in den Bergen umhergestreift war. Ich glaube, nur meinem jämmerlichen Aussehen habe ich es zu verdanken, daß ich ohne Prügel davontam.

Meine Sammlung hat sich seit unferecm letzten Beisammensein nicht vergrößert.

Wenn es Ihnen irgendwie möglich ist, so kommen Sie mit Jupiter herüber. Bitte, kommen Sie doch! Ich möchte Sie noch heute abend in einer wichtigen Angelegenheit sprechen. Ich versichere Sie, daß das, was ich Ihnen mitteilen will, von außerordentlicher Wichtigkeit ist.

Ganz der Ihrige.

William Legrand.

In dem Tone dieses Briefes lag etwas, das mich unruhig machte. Ich erkannte Legrands gewohnten Stil absolut nicht wieder. Worüber mochte er nur wieder nachgrübeln? Welche neue Grille spulte in seinem leicht erregbaren Hirn? Was konnte das für eine „außerordentlich wichtige Angelegenheit“ sein, die er mit mir besprechen wollte? Jupiters Bericht ließ auf nichts Gutes schließen. Ich fürchtete schon, das andauernde Mißgeschick hätte meinem Freund um den letzten Rest seines Verstandes gebracht. Ohne einen Augenblick zu zögern, machte ich mich bereit, dem Neger zu folgen.

Als wir das Ufer erreichten, bemerkte ich auf dem Boden des Rahmes, den wir besteigen mußten, eine Sense und drei Spaten, alles dem Anscheine nach ganz neu.

„Was soll das, Jup?“ fragte ich.

„Die Sense, Massa, und die Spaten?“

„Ja, was tun die hier?“

„Die Sense und die Spaten ich haben gekauft in der Stadt für Massa Will und haben geben müssen dafür verteuert viel Geld.“

„Aber so sag mir doch im Namen alles Geheimnisvollen, was denn dein Massa Will mit dem Spaten und der Sense vor hat?“

„Das sein mehr, als ich weiß, und der Teufel soll mich holen,

wenn Massa Will es selbst wissen. Aber alles gekommen von dem Käfer.“

Da ich sah, daß aus dem Alten nichts herauszubringen war, weil alle seine Gedanken um den Käfer zu freisen schienen, stieg ich ins Boot und zog das Segel auf. Mit günstigem, starkem Winde liefen wir bald in die kleine Bucht nördlich vom Fort Moultrie ein und erreichten von dort zu Fuß in zwei Meilen die Hütte. Es war ungefähr drei Uhr nachmittags, als wir ankamen. Legrand hatte uns mit verzehrender Ungeduld erwartet. Er ergriff meine Hand mit einem nervösen Eifer, der mich beunruhigte und meine Meinung über seinen Gesundheitszustand nur bestärkte. Eine geisterhafte Blässe lag über seinen Zügen, und seine tiefliegenden Augen sprühten in unnatürlichem Glanze. Nachdem ich mich nach seinem Befinden erkundigt hatte, fragte ich, da ich nichts Besseres zu sagen wußte, ob er den Käfer schon von Leutnant G. zurückgehalten.

„O ja,“ antwortete er und ein heftiges Rot stieg in sein Gesicht. „Ich bekam ihn am folgenden Morgen zurück. Von diesem Käfer würde ich mich niemals wieder trennen. Wissen Sie auch, daß Jupiter mit seiner Ansicht vollkommen recht hatte?“

„Mit welcher Ansicht?“ fragte ich, von traurigen Ahnungen erfüllt.

„Daß der Käfer von wirklichem Golde sei,“ entgegnete er mir mit solch tiefem, ernstem Tone, daß mir unaussprechlich bange dabei wurde. „Dieser Käfer wird mich zum reichen Manne machen.“ fuhr er mit triumphierendem Lächeln fort, „er wird mir wieder zu den Besitzungen meiner Familie verhelfen. Ist es also zu verwundern, daß ich ihn so hochschätze? Ich brauche ihn bloß richtig anzuwenden, um all das Gold, das er andeutet, zu bekommen. Jupiter, geh und hole den Käfer.“

„Was? Den Käfer, Massa? Will nig haben zu tun mit dem Käfer, Massa müssen ihn holen selbst.“

Darauf stand Legrand ernst und würdeboll auf und brachte den Käfer, den er in einen Glasbehälter eingeschlossen gehalten.

Es war ein wundervolles Insekt, zu jener Zeit in der Naturgeschichte noch unbekannt und deshalb vom wissenschaftlichen Standpunkte aus von hohem Werte. An dem einen Ende des Rückens befanden sich zwei runde Flecken, am entgegengesetzten ein länglicher. Die Flügeldecken waren ungemein hart und glänzend und gleichen brünnlichem Golde. Das Insekt hatte ein ganz beträchtliches Gewicht, und als ich alle diese Umstände erwog, mußte ich mir sagen, daß Jupiters Ansicht nur zu erklärlich sei; wie jedoch Legrand dazu kam, dieselbe zu teilen, war mir absolut unverständlich.

„Ich habe zu Ihnen geschickt,“ fuhr er, als ich den Käfer langsam betrachtete, in stolzer Beredsamkeit fort, „um Sie um Ihren Rat und Beistand zu bitten, wenn ich dem Winke des Schicksals und des Käfers folge . . .“

„Mein lieber Legrand,“ unterbrach ich ihn rasch, „Sie fühlen sich gewiß unwohl und täten besser daran, sich ein wenig zu schonen. Legen Sie sich zu Bett; ich werde ein paar Tage bei Ihnen bleiben, bis Sie wieder hergestellt sind. Sie fiebern ja und . . .“

„Fühlen Sie mir doch nur einmal den Puls,“ sagte er.

Ich tat es und fand wirklich keine Spur von Fieber.

„Aber Sie können auch ohne Fieber krank sein. Erlauben Sie mir doch, Ihnen etwas zu verschreiben. Fürs erste, legen Sie sich zu Bett. Dann wollen wir . . .“

„Sie irren sich,“ fiel er mir ins Wort. „Ich befinde mich so wohl, wie es bei der Aufregung, unter der ich leide, nur möglich ist. Wenn Sie mir wirklich wohlwollen, so befreien Sie mich von der Aufregung.“

„Und wodurch könnte ich es?“

„Durch eine Kleinigkeit. Jupiter und ich wollen einen Ausflug in die Berge auf dem Festlande unternehmen und bedürfen dabei der Hilfe einer Person, der wir vertrauen können. Sie sind der einzige, zu dem ich Vertrauen habe. Und ob unsere Bemühungen erfolgreich sein werden oder nicht, jedenfalls würde sich die Aufregung, die Sie jetzt an mir bemerken, legen.“

„Es soll mir eine Freude sein, Ihnen jeden Gefallen zu erweisen,“ erwiderte ich, „aber wollten Sie vielleicht sagen, daß jener unglückselige Käfer mit dem Ausflug in die Berge in irgendeiner Verbindung steht?“

„Allerdings!“

„Dann muß ich Ihnen leider erklären, Legrand, daß ich mit einer solch absurden Geschichte nichts zu tun haben will!“

„Das tut mir leid — sehr leid, denn so müssen wir die Sache allein ausführen.“

„Allein ausführen!“ dachte ich, „der Mann ist ganz von Sinnen.“ „Wie lange wird wohl ihre Abwesenheit dauern?“ fragte ich dann.

„Wahrscheinlich die ganze Nacht. Wir werden sogleich aufbrechen und unter allen Umständen bei Sonnenaufgang wieder zurück sein.“

„Und wollen Sie mir auf Ihr Ehrenwort versprechen, daß Sie, wenn Sie diese Grille befriedigt und die ganze Käfercassäre erledigt haben, nach Hause zurückkehren und meinem Räte als dem eines Arztes unbedingt Folge leisten werden?“

„Ja, ich verspreche es; aber nun wollen wir aufbrechen und keine Minute Zeit verlieren.“

Mit schwerem Herzen entschloß ich mich, meinen Freund zu begleiten. Es mochte gegen vier Uhr sein, als wir uns auf den Weg machten, Legrand, Jupiter, der Hund und ich. Jupiter führte die

Sense und die beiden Spaten mit und bestand darauf, alles allein zu tragen, allerdings, wie mir schien, mehr aus Furcht, sein Herz könne mit den Werkzeugen irgendein Unheil anrichten, als aus einem Uebermaß von Fleiß und Gefälligkeit. Er sah im höchsten Grade bissig aus, und auf dem ganzen Wege kam kein anderes Wort über seine Lippen als hin und wieder der Fluch: „Der verdammte Käfer!“ Ich selbst trug ein paar Blendlaternen, während sich Legrand nur mit dem Käfer beschäftigte, den er an das Ende einer Peitschenschmür gebunden hatte und mit der Miene eines Beschwörers hin und her drehte. Als ich diesen letzten klaren Beweis von der Geistesverwirrung meines Freundes erhielt, konnte ich mich der Tränen fast nicht mehr erwehren. Ich hielt es jedoch für das Beste, einstweilen auf seine Ideen einzugehen, bis sich mir Gelegenheit bot, energischerer Maßregeln anzuwenden. Mittlerweile versuchte ich, jedoch vergebens, den Zweck dieses Ausfluges aus ihm herauszulockern. Nachdem es ihm einmal gelungen war, mich zum Mitgehen zu bewegen, schien er nicht geneigt, über irgendeinen unwichtigeren Gegenstand zu reden und antwortete auf alle meine Fragen nur mit den Worten: „Werden schon sehen.“

Am oberen Ende der Insel setzten wir in einem Kahne über die Bucht, erklatterten das hohe Ufer des Festlandes und schritten in nordwestlicher Richtung durch eine ungemein wilde und öde Gegend weiter, in der auch nicht eine einzige menschliche Fußspur zu entdecken war. Legrand führte uns mit Sicherheit und blieb nur dann und wann einen Augenblick stehen, um nach Wegzeichen zu spähen, die er offenbar selbst bei einem seiner früheren Ausflüge gemacht hatte.

(Fortsetzung folgt.)

## Der unbekanntete Pestalozzi, der Sozialpädagoge und Sozialpolitiker.

Ueber dieses Thema hielt an der Universität Zürich Genosse Robert Seidel, Dozent für „Allgemeine Pädagogik, einschließl. Sozialpädagogik und für Geschichte der Pädagogik auf Grundlage der Kulturentwicklung“ seine Antrittsvorlesung.

Die Vorlesung, die uns Pestalozzi in einem neuen Licht zeigte und die Zuhörer mächtig ergriff, verdient weiteren Kreisen in ihren Hauptzügen mitgeteilt zu werden.

Einleitend gab Genosse Seidel das Bild des falschen Pestalozzi wieder, des Pestalozzi, der der breiten Masse des Volkes nichts weiter als ein großer Mann, den meisten Gebildeten nichts mehr als der Verfasser des Erziehungsbromans „Benhard und Gertrud“ ist. In monarchischen Ländern wird er der Lehrerschaft als Apostel der mittleren und häuslichen Erziehung vorgeführt. Einmal gilt er als verirrter, religionsloser Mensch, das andere Mal als frommer, gläubiger Christ, nach dem Herzen der Kirche. Auch die Darstellung Pestalozzis als Reformator der Volksschule und als großer Schulmeister ist falsch. Der unbekanntete und wahre Pestalozzi ist mehr. Der wahre Pestalozzi ist der Sozialpolitiker und Sozialpädagoge des 18. Jahrhunderts und der bürgerlichen Gesellschaft. Er ahnte mehr als er erkannte, daß die sozialen und politischen Zustände das Schulwesen bestimmen und trat mit Feuereifer für soziale und politische Reformen ein. Endziel war die soziale und sittliche Hebung des Volkes. Aus der Zeit der Aufklärung, die alles Bestehende über den Haufen wirft, ging er hervor, und als Kind dieser Zeit lebte und wirkte er. Er wird von den Vertretern dieser Staats- und Gesellschaftsumwälzung als Erzieher angestellt und kräftig unterstützt, weil sie in ihm den pädagogischen Pfadfinder und Bahnbrecher erblickten.

Pestalozzi war ein Kind seiner Zeit. „Der Mensch hängt ganz von der Zeit ab, in der er in die Welt kommt“, schreibt Friedrich II. an Voltaire und „die Zeit tut alles: Götter und Menschen schafft sie“... an d'Alembert. Wie sah es nun in Pestalozzis Welt, in Zürich, in der Mitte des 18. Jahrhunderts aus? In der ganzen Schweiz war an Stelle der früheren Demokratie eine Aristokratie getreten, die durch Zensur und andere Mittel der Unterdrückung das ganze öffentliche Leben erstarren ließ. Die Bauern und das industrielle Proletariat auf dem Lande lebten im größten Elend und in Unwissenheit. Ganze Scharen von Bettlern durchstreiften das Land; Bettlerjagden waren an der Tagesordnung. Die Zustände waren so, daß Antistes Finsler, Pfarrer am Grossmünster schreibt: „Im großen und ganzen konnte eine Aenderung nur aus einer gänzlichen Umgestaltung aller Verhältnisse, aus einer Revolution hervorgehen.“

Im Gegenjah zu dieser elenden Lage des Landvolkes und dieser tödlichen Erstarrung, war das geistige Leben Zürichs rege, ja sogar schöpferisch. Wie ist das erklärlich? Gen. Seidel findet, daß das Stück Demokratie, das die städtische Bürgerschaft noch besaß, daß Wohlstand und Ruhe, die Grundlagen des geistigen Lebens, dies ermöglichten. Regier Handel und geistige Ueberlieferung trugen das ihrige dazu bei.

Es ist das große Verdienst zweier hochbedeutender Männer, Bodmers und Breitingers, durch Wort und Tat, eine ganze Generation junger Empörer gegen die alten Zustände in Staat und Gesellschaft erzogen zu haben, die Sulzer, Lavater, Fühli, Hirzel, Pestalozzi, Gehner und andere.

In der „Helvetischen Gesellschaft zur Gewe“, die Bodmer zur Fortbildung junger Republikaner gegründet hatte, wurden die Pläne

für die Zukunft geschmiedet und Träume schöner Zukunft geträumt. Vieles nahm bald praktische Gestalt an.

1745 erschien in Magdeburg eine Erziehungslehre von Joh. Georg Sulzer aus Winterthur, der später ein berühmtes Mitglied der Berliner Akademie wurde. Hierin werden schon die Anschauung, das Turnen, die Handarbeit und der Moralunterricht befürwortet. „Sie hat die gebildete Welt sich so ernst und viel mit Unterricht und Erziehung beschäftigt, wie im 18. Jahrhundert, das man auch das Jahrhundert der Pädagogik nennen könnte.“ Und die Schweiz leuchtete voran. 1718 schon veröffentlichte Jean Pierre de Crousaz von Lausanne ein großes Werk über Erziehung, 1745 erschien die erwähnte Schrift Sulzers, 1755 gab Jaak Jellin von Basel seine „Philosophischen und patriotischen Träume eines Menschenfreundes“ heraus mit der Forderung einer Reform der Erziehung und 1758 trat die epochenmachende Schrift des Luzerner Regierungsrates Ues Walthasar ans Licht: „Patriotische Träume eines Eidgenossen von einem Mittel, die veraltete Eidgenossenschaft wieder zu verjüngen“. Und dieses Mittel sieht Walthasar in einer Rationalerziehung, die in Deutschland nicht erst 1806 in seinen Reden an die deutsche Nation predigt.

13 Jahre vor Gründung des Wasedowschen Philantropins in Dessau, 1761, gründet Martin Planta in Bizers bei Chur eine Anstalt, in der Jünglinge, wie Planta selbst sagt, zu „Verschworenen für die Herbeiführung einer besseren Zukunft erzogen werden sollen“. Er genoh die tatkräftige Unterstützung der berühmten Helvetischen Gesellschaft, gegründet 1761 in Schünzach.

In diese Zeit hinein wird nun Pestalozzi geboren und gemäß seiner Anlage wird er ein Kämpfer für die Gesellschafts- und Staatsumwälzung des 18. Jahrhunderts. Als er 20 Jahre alt war, hatte er selbst schon Wünsche über Volkserziehung sowie einen Aufsatz über die soziale Umwälzung in Sparta und über die soziale Ungleichheit als Quelle des Verderbens in jedem Staate veröffentlicht. Die jungen Patrioten, wie sie vom Volk genannt wurden, schritten von der Theorie zur Tat. 1782 lagten Lavater und Fühli den Landvogt Grebel von Grüningen der Tyrannie und des Betruges an. 1764 bewirkten Lavater und Schinz die Bestrafung des Pfarrers Hottinger in Dättikon wegen Sittlichkeitsvergehen. 1767 erschien ein Flugblatt in Form eines „Bauerngeprüß“, worin die Patrioten kräftig für das Recht der Genfer Bürgerschaft eintraten, ihr Regiment nach ihrem Willen einzurichten. Der Verfasser Müller mußte flüchten und wurde aus der Eidgenossenschaft verbannt. Pestalozzi erhielt wegen Verdachts, Müller zur Flucht verholfen zu haben, vier Tage Arrest und einen scharfen Verweis. Das Prehorgan der Patrioten, der „Erinnerer“ wurde unterdrückt. So wurde Pestalozzi zum Feind des Staates gestempelt und aus ihm ausgestoßen.

Pestalozzi hat an der Wiege unseres Zeitungswesens gestanden. Er war Mitarbeiter des „Erinnerers“ und schrieb soziale, politische, pädagogische und moralische Aufsätze. Später wandte er sich ganz dem Sozialismus zu, indem er 1782 in Baden eine Wochenschrift: „Das Schweizer-Blatt“ herausgab. Prächtige volkswissenschaftliche, politische, pädagogische Artikel wechselten da mit einander ab. Er schreibt über die Sittlichkeit des Bauernvolkes; er zeigt, wie die Verbrecher nur schwache Menschen in unglücklichen Umständen seien, während die schwachen Menschen in glücklichen Umständen im Ratsaal und in der Kirche sitzen. Er schreibt heute über die Bedeutung der Handarbeit und ein ander mal über die Freiheit, welche Volksegen sei.

1789 wurde die feudale Gesellschaft und der Despotismus in Frankreich weggefegt. Wie Klopstock und Goethe begrüßt auch P. dieses Ereignis und verteidigt wie Kant in einer flammenden Schrift „Ja oder Nein?“ die Revolution. Er schreibt: „Die absoluten Regierungen haben sich immer Rechte angemahnt, die mit einem wahrhaft guten Zustand der gesellschaftlichen Menschheit unvereinbar sind“... „Die Freiheit hat der Menschheit allenthalben gutes getan. Sie hat die Tugenden entwickelt, den Wohlstand gefördert, Gesetz und Ordnung begünstigt.“ Den christlichen Heuchlern in Staat und Gesellschaft ruft er zu: „Die Welt wird nicht christlich regiert, Regierungen und Staat handeln wider das Christentum. Eine christliche Armee, eine christliche Schlacht, christliche Feldprediger, christliche Finanz- und Kabinettoperationen, christliche Polizeiwache und christliche Maßnahmen, der blinde Gehorsam der Unteren und die Allmachtsrechte der Oberen widerprechen dem wahren Christentum.“ Die Geistlichen wüßten das wohl, wenn sie die Großen entschuldigen, vergäßen es aber immer, wenn sie die Kleinen anlagen. Pestalozzi bemerkt: „Man wird sagen, ich rede der Anarchie das Wort, der Zweck aber sei, ohne diese Volksfehler zu leugnen, deren Ursachen zu entwickeln. Er denunziert sich selbst als parteiisch, aber für das Volk. „Ich bin parteiisch. Ja. Mein ganzes Herz hängt an der Hoffnung, daß die Welt nicht endlich dahin komme zu fragen: „Was ist das Recht des Volkes?“, und zu behaupten, es sei keines unter der Sonne.“

Weiter fordert er staatliche Bildungsanstalten fürs Volk, damit es sich „unabhängig Brot, ungehobelte Tage und ein ehrenhaftes Alter verschaffen könne. Im Stäferhandel von 1795 nimmt Pestalozzi lebhaft Partei für die Bauern, den Regierenden ruft er zu: „Es ist im Volke viel guter und wenig böser Wille.“

Im Jahre 1798 brach die alte Eidgenossenschaft zusammen. Pestalozzis Bestimmungsfreunde kamen ans Staatsruder. Die Kämpfe in Nidwalden gegen die Franzosen schafften viel Elend und eine

Menge Waisenkinder. Pestalozzi wurde Waisenbater in Stans und bekam als 53jähriger Mann endlich den längsterstrebten pädagogischen Wirkungskreis. Er erwarb sich hier unsterblichen Ruhm. Nicht lange — und das Waisenhaus mußte aufgehoben werden. In Burgdorf erhielt er erst an der Hintersässen-, dann an der Bürger- schule und endlich auf dem Schloß ein weiteres Wirkungsfeld, und er erwarb sich ein glänzendes Zeugnis für seine Erziehungsarbeit. Es erschienen hier die Elementarmethodenbücher.

Im Juni 1800 gründete der weitfichtige Minister der Künste und Wissenschaften der Helvetik, Albrecht Stapfer, eine schweizerische Gesellschaft von Fremden des Erziehungswesens mit dem Zwecke, P. zu fördern. Das Jahr 1802, das den Sturz der Helvetik brachte, reizt Pestalozzi wieder mitten ins politische Leben. Er wird neben anderen in die Kaufkula nach Paris delegiert, seine Forderungen legte er nieder in der Schrift: „Ansichten über die Gegenstände, auf welche die Gesetzgebung Helvetiens ihr Augenmerk vorzüglich zu richten hat.“ Er fordert Volksbildung, Gerechtigkeitspflege und eine gerechte, progressive Steuer. Er verlangt, daß dreimal 365 Tagelöhne (!) steuerfrei sein sollen, fordert das freie Wahlrecht. Napoleon wies aber die Forderung der Volksbildung ab mit den Worten: „Ich beschäftige mich nicht mit dem A. V. C.“

Im letzten Teil seiner Vorlesung behandelte Genosse Seidel Pestalozzi als Sozialpädagogen, der erlirnt hat, daß Bildung und Erziehung von den wirtschaftlichen, sozialen und politischen Zuständen und Einrichtungen abhängig sind. Folgen der fehlerhaften Staats- und Gesellschafts- einrichtungen seien die vielen „Verstandesnebel, Verstandesnarven und Verstandesbestien“. „Ja, der Staat ist schuld“ . . . ruft er wieder- holt aus. — Weil die Menschen von Natur wefensgleich sind und hauptsächlich von den Umständen gemacht und verändert werden, so müssen bessere Zustände geschaffen werden. „Im Sumpf des Elends wird der Mensch kein Mensch“ . . . „Die erste Pflicht des Menschen ist, der Armut seiner Mitmenschen, aufzuhelfen, damit ein jeder ohne Drang undummer des Lebens Notdurft erstreiten möge.“ Und diese erste Pflicht sei besonders die erste Pflicht der Regierenden. „Einig wird es . . . eine unwiderstehliche Wahrheit bleiben, daß die Emporhebung der niedersten Stände aus ihren Tiefen ein unumgängliches Bedürfnis der Nationalitätlichkeit ist.“ Aber P. ist nicht bloß erkennender und betrachtender, sondern auch wissender Sozialpädagoge. Nach P. ist wahre Volksbildung allseitig, harmonisch, sie ist physische, geistige und sittliche Bildung. P. fordert deshalb mit Kraft auch die berufliche Bildung, Bildung zur Arbeit, Kunst und Wirtschaft. Der Arme hat ein gesellschaftliches Recht darauf, daß ihm der Staat Mittel zur Arbeitsbildung verschaffe. Das Privateigentum ist eine gesellschaftliche Kunstschöpfung und hat keine Daseinsberechtigung, sofern Staat und Gesellschaft dem Armen keine Möglichkeit geben, seine Arbeits- und Kunstkräfte auszubilden. „Der Mensch ist nicht des Eigentums, sondern das Eigentum des Menschen willen da.“ „Der Mensch Anspruch auf Nahrung und Decke, d. h. an ein die Menschennatur befriedigendes Dasein, ist von Gottes und des Christentums wegen höher als alles Eigentum und alles Herrschafts- recht.“

P.s Stellung zu Gott und Religion erhellt am besten aus den Worten: „Wenn du dem Armen hilfst, daß er wie ein Mensch leben kann, so zeigst du ihm Gott.“ „Sich selbst überwinden, für andere leben und ein heiteres Gemüt und dankbares Herz am Rande des Grabes zeigen, das beweist, daß ein Mensch Religion hat.“

Danach hat P. gelebt und gewirkt, als ganzer, herrlicher Mann, der nichts für sich, aber alles für das Volk erstrebte. Mit den Worten: „Pestalozzi, Du unbekannter, Du sollst uns in der trenen, hingebenden Arbeit für unser Volk und für die Menschheit Vorbild und Leuchte sein!“ schloß Genosse Seidel seine Vorlesung.

## Kleines feuilleton.

### Technisches.

Technische Lastenbeförderung einst und jetzt. Unter diesem Titel hat Professor Kammerer von der Technischen Hochschule in Charlottenburg ein höchst interessantes Buch veröffentlicht. Er nennt die Arbeit eine Studie über die Ent- wicklung der Sebmashinen und ihren Einfluß auf Wirtschafts- leben und Kulturgeschichte. Die kapitalistische Wirtschaftsweise zeigt überall das Bestreben, nicht nur die Güterproduktion den jeweiligen wirtschaftlichen Verhältnissen des Landes anzupassen, sondern auch den Güterverkehr möglichst rationell einzurichten und zu organisieren. Weltwirtschaft und Weltverkehr sind die beiden Mittel gewesen, durch die das heutige industrielle Leben mit dem riesenmaß seiner Erscheinung erst möglich wurde. Deshalb durfte sich die Ingenieurwissenschaft auch nicht darauf beschränken, für die Güterproduktion Werkzeug und Maschinen zu verbessern, neue Arbeitsmethoden zu erfinden, sondern es waren auch jene tech- nischen Mittel zu schaffen, die der heutige Güterauslausch der Völker benötigt.

Wie die Entwicklung der modernen Lastenbeförderung im einzelnen vor sich ging, schildert Professor Kammerer in fesselnder

Weise. Nach einer kurzen historischen Einleitung über die Hebe- maschinen der Antike und des Mittelalters lernen wir die neu- zeitliche Lastenbeförderung im Bergbau, im Hüttenwerk, in Hafens- anlagen, in Werften und an Bord der Schiffe sowie die heutigen Schiffshöbwerke selbst kennen. Ueberall zeigt sich die gleiche Er- scheinung: die erste maschinelle Anwendung zur Beförderung von Lasten geschah durch die primitivsten Hilfsmittel: Göpel, Wasser- rad, Tretrad, Kurbel. Die Muskelkraft des Menschen mußte überall nachhelfen. Erst als die Dampfmaschine konstruktiv fertig gestellt war, konnte die Menschenkraft und Menschenarbeit in größerem Umfange verdrängt werden. Ende des 19. Jahrhunderts zeigt sich nun auf allen Gebieten der Lastenbeförderung ein neuer Umschlag: die Dampfmaschine wird durch die elektrische Be- triebsweise verdrängt.

In den meisten Kapiteln bringt Kammerer am Schluß Rentabilitätsberechnungen. Wir entnehmen daraus, welche erhöhte Leistungsfähigkeit die elektrische Betriebsweise den früheren Methoden gegenüber besitzt. So betragen die gesamten Betriebskosten einer Elektrofördermaschine im Jahre 1903 pro Kilometer Tonne 0,14 M., im Jahre 1800 durch alte Göpelförder- maschinen 1,25 M. Ein altes Walzwerk mit Handlangerdienst er- forderte 23 Menschen zum Betrieb; ein modernes Walzwerk für die gleiche Arbeit nur 7 Mann. Dabei ergibt die Gegenüberstellung der Arbeitsberechnung beider Betriebe, daß heute die Entwidlung der Dampfmaschine bei einem modernen Walzwerk der gleichen Arbeitsleistung pro Jahr mit einer Betriebsersparnis von 23 500 Mark gerechnet werden kann. In den großen Hafenanlagen sehen wir heute in langer Reihe die gewaltigen Kaitrane aufgestellt. Mit spielender Leichtigkeit heben diese Wunderwerke moderner Ingenieurkunst die größten Lasten, die schwersten Eisenbahn- waggons werden mit einer geradezu unheimlichen Geschwindigkeit gefaßt, geschwenkt und wieder heruntergelassen. Eine zahlen- mäßige Gegenüberstellung zeigt, daß die gesamten Betriebskosten für eine Tonne gehobene Last bei einem Tretradkairane aus dem Jahre 1768 0,30 M. betragen haben, bei einem elektrisch betriebenen Kaitrane aus dem Jahre 1900 hat man für die gleiche Arbeits- leistung einen halben Pfennig, also den 60. Teil zu rechnen. Auch beim Schiffsbau in Werften und bei der Lastenbeförderung auf den Schiffen selbst führt der Vergleich zwischen früher und jetzt zu ähnlichen Resultaten.

So lehrt uns Kammerer in seinem Rückblick auf die Ent- wicklung der Sebmashinen zugleich erkennen, wie die Technik besonders im 19. Jahrhundert das Wirtschaftsleben umgestaltet hat. Als Mittel zur Bewegung schwerer Lasten tritt uns zu Beginn des Maschinenzeitalters — gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts — der Dampftrane am Kai entgegen. Mit seinem massigen gebogenen Schnabel aus Walzeisen auf einem schweren Quaderfundament lastend, mit langsamen Bewegungen und mit dem furchtbaren Geräusch des aufpuffenden Dampfes erweckt er den Eindruck eines Untieres aus der Urzeit. Wenn er erst zugefaßt hat, ent- wickelt er eine gewaltige Hubkraft, aber er braucht Menschen als Handlanger, die mit Schlingseilen die Last an seinem Haken be- festigen. Wegen seiner Unbehilflichkeit im Zufassen, wegen seiner Langsamkeit und Schwerefälligkeit ist er nur für Schwerlasten ge- eignet, nicht aber für schnelle Massenbewegung verwendbar. Noch herrscht der Mensch nicht frei über die Maschine, sondern er ist zum Teil noch ihr Diener. Der Dampftrane dieser ersten Zeit er- innert noch etwas an die Vorläufer der Dampfmaschine, an die ersten Feuermaschinen von Newcomen, bei denen der Hofmeister unabläßig nach dem Takt der Maschine die Dampf- und Wasser- hähne auf- und zudrehen mußte. In dieser Frühzeit der modernen Technik erscheint die Maschine wie ein Dämon, der den Menschen zu seinem Sklaven macht, der nur den Unternehmer bereichert, den Arbeiter aber bis auf seine letzten Kräfte ausbeutet und häßlich, schwerfällig und anscheinend kulturfeindlich auftritt.

Ein ganz anderes Bild gewährt schon rein äußerlich der moderne elektrisch betriebene Stahlwerkstran; wir erblicken einen zierlichen, frei über die Halle gespannten stählernen Gitterträger und von ihm herabragend einen schlanken, nach allen Richtungen beweglichen Jangearm; das ganze wird von einem einzigen Mann beherrscht, der mit sanftem Druck auf den Steuerhebel die elek- trischen Ströme steuert und mit ihrer Hilfe die schlanken Stahl- glieder des Krans zu raschen Bewegungen zwingt, so daß sie ohne Zutun eines Handlangers den glühenden Stahlblock greifen und durch die Luft schwingen; dabei ist kein anderes Geräusch zu hören, als das leise Surren der Elektromotoren. Hier ist der Mensch nicht mehr der Diener, sondern der Herr, nicht mehr seine Muskelkraft, sondern seine Umsicht, Ueberlegung und Energie leisten die technische Arbeit.

Der königlich preussische Professor kommt sogar in seiner Studie beinahe zu sozialistischen Gedankengängen. Er schließt nämlich sein Buch mit den Worten: „Diese auf der ganzen Linie in Angriff genommene Entlastung der Menschheit von körperlicher Arbeit eröffnet zugleich den Wegabiten die Möglichkeit, wissenschaft- lich und künstlerisch tätig zu sein, bahnt also mittelbar der Freiheit und der Entwicklung eine Gasse. Ueberwindung der Naturkraft zur Herbeiführung eines menschenwürdigen Daseins für alle.“ Das ist im letzten Grunde genommen das letzte Ziel der Ingenieurkunst.“